

SOPHIE LARK

Kingmakers  
Jahr 4





SOPHIE LARK

# KING MAKERS



JAHR 4

ROMAN

Aus dem Englischen  
von Martin Winkler

  
BLOOM

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Copyright © 2021, 2025 by Sophie Lark

Die Originalausgabe erschien 2021 in einer früheren Fassung unter dem Titel *The Spy* auf Englisch und *Der Spion* auf Deutsch.  
Die überarbeitete Fassung, auf der diese Ausgabe basiert, erschien 2025 unter dem Titel *Kingmakers – Year Four* bei Bloom Books, an imprint of Sourcebooks, Naperville, Illinois.

Copyright © dieser deutschsprachigen Ausgabe 2024 by Bloom  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Übersetzung: Martin Winkler

Redaktion: Jara Dressler

Umschlaggestaltung: t.mutzenbach design, München  
nach einer Originalvorlage von Sourcebooks

Umschlagdesign Serie: Emily Wittig

Umschlagdesign: Nicole Lecht/Sourcebooks

Umschlagmotive: iStockphoto (morita kenjiro, VikaSuh,  
Nate George, Valeriy Matveyev)

Illustrationen im Innenteil: © Line Maria Eriksen

Satz: GGP Media GmbH, Pöbneck

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-453-29284-0

[www.penguin.de/verlage/bloom](http://www.penguin.de/verlage/bloom)



# KINGMAKERS

JAHR 4

SOPHIE LARK





*Dies ist für alle, die für ihre Familie Opfer bringen. ♥*

XOXO

*Sophie Lutz*



# SOUNDTRACK

Siren – Kailee Morgue  
Wolves – Big Sean ft. Post Malone  
Gangsta – Kehlani  
High – Sivik  
Bang Bang – GRAE  
I Feel Like I'm Drowning – Two Feet  
Shimmy Shimmy Ya – El Michels Affair  
Seven Nation Army – The White Stripes  
Home – Edward Sharpe & The Magnetic Zeros



## HINWEIS

Die Kingmakers-Serie ist eine Dark Mafia Romance in einem Universitäts-Setting. Sie handelt von jungen Menschen aus kriminellen Familien. Dieser Roman enthält potenziell triggernde Inhalte. Auf Seite 459 findet sich eine Triggerwarnung (Achtung Spoiler!).



## WAS BISHER GESCHAH:

Dean zahlt den ultimativen Preis,  
um endlich zu lernen, was es heißt,  
geliebt zu werden.

Und jemand in Kingmakers ist nicht,  
wer er zu sein scheint.

## DIESES JAHR:

Drei Jahre des Spionierens sind kurz davor,  
sich auszuzahlen.

Was wärst du bereit, für deine Familie zu tun?



# KINGMAKERS

JAHR 4



DER SPION



NIX



IVAN



CAT



MISS ROBIN



LUTHER



HEDEON



DEAN



SABRINA



ANNA



LEO

# KINGMAKERS

JAHR 4



ADRIK



KADE



FREYA



CARA



MARKO



ESTÁS



MILES



ZOE







# YENIN

*Stammbaum*



# KAPITEL I

## DER SPION

Vor drei Jahren

Ich wache auf, als die Hand meiner Mutter über meinen Mund gepresst ist.

»Es ist jemand im Haus«, murmelt sie.

Ich schlüpfte unter dem leichten Sommerlaken hervor, bewege mich lautlos und lausche auf das Geräusch, das sie alarmiert haben könnte. Ich höre gar nichts – nicht einmal das Surren des Ventilators oder das leise Summen der Geräte unten in der Küche. Als ich auf die Digitaluhr auf dem Nachttisch blicke, sehe ich nur ein dunkles Gesicht.

Der Strom wurde abgestellt.

Das war es, was sie hörte – kein Geräusch, sondern die plötzliche Abwesenheit von Geräuschen, als sich alles im Haus abschaltete.

Ich trage Boxershorts und ein Unterhemd. Es ist schwül in Poseidonia, die Meeresbrise schafft es kaum, die Villa um Mitternacht zu kühlen. Ich bücke mich, um meine Schuhe zu holen. Mom schüttelt schnell den Kopf.

Sie ist barfuß unter ihrem Seidenpyjama und bewegt sich geräuschlos zum Fenster. Sie blickt in den Garten darunter und auf die Terrasse zur Linken, ohne sich selbst zu zeigen. Dann gibt sie mir ein Zeichen, ihr zur Tür zu folgen, wobei sie an der Wand bleibt, wo die Bretter nicht so leicht

knarren. Sie gleitet wie ein Schatten dahin, ihr dunkles Haar ist vom Schlaf zerzaust.

Sie hat die Tür einen Spaltbreit offen gelassen. Ich folge ihr und warte, bis sie den Flur in beide Richtungen abgesehen hat, bevor wir weitergehen.

Sie will gerade in Richtung des Zimmers meiner Schwester gehen, als ich sie an der Schulter packe.

»Sie ist nicht da drin«, murme ich. »Sie ist im Arbeitszimmer eingeschlafen.«

Ich sah, dass Freya auf der Couch eingeschlafen war und ein aufgeschlagenes Buch auf der Brust liegen hatte. Ich deckte sie zu, bevor ich selbst ins Bett ging.

Mom flucht leise. Das Arbeitszimmer liegt ganz oben in der Villa, erreichbar nur über die Treppe auf der anderen Seite des Hauses.

Sie ändert die Richtung und geht auf die Treppe zu.

Mein Vater fängt uns ab, bekleidet mit Jogginghose und ohne Hemd. Die breite Brust ist mit vielen Tattoos geschmückt, die ich so gut kenne wie mein eigenes Gesicht, gekreuzt durch den Riemen des Gewehrs, das über die Schulter hängt. Er reicht meiner Mutter ein zweites, die den Schaft gegen die Schulter presst und eine niedrige Bereitschaftsposition einnimmt.

Sie teilen sich auf und schleichen den Flur hinunter, mein Vater an der Spitze, meine Mutter deckt ihn. Sie ducken sich unter jedem Fenster, an dem wir vorbeikommen. Ich bemühe mich, das Gleiche zu tun.

Ich habe immer noch nichts gehört. Ich hoffe, dass Dads Soldaten mit der Bedrohung unten auf dem Grundstück fertigwerden. Wir bringen immer mindestens sechs Männer mit, auch wenn wir zum Sommerhaus kommen. Mit dem Reichtum meines Vaters wuchs auch seine Vorsicht.

Wir haben fast die Treppe erreicht.

Ich höre das Knarren von jemandem, der nach oben

kommt. Mein Vater gibt uns ein Zeichen, dass wir uns zurückziehen sollen. Er geht in Deckung, sein Gewehr auf die Tür gerichtet.

Die massige Gestalt mit der Beretta in der Hand erkenne ich sofort – Efrem, der Cousin meines Vaters. Er ist groß und bärenstark, mit einer unpassenden Brille auf der Nase. Die Schultern sinken vor Erleichterung, als er uns drei sieht.

»Wo sind Timo und Maks!«, fragt Dad.

»Nicht erreichbar«, sagt Efrem und klopft auf das Funkgerät am Gürtel.

Das Gesicht meines Vaters verfinstert sich. Das ist nicht gut.

»Wir müssen ...«, beginnt Efrem.

Er wird durch den scharfen Knall von zersplitterndem Glas und ein dumpfes Geräusch unterbrochen. Mein Vater packt mich an der Schulter und reißt mich zu Boden, als eine Explosion durch das Haus schallt. Der ganze Boden hebt sich unter mir, eine Welle von Druck und Hitze schießt aus der Richtung unserer Schlafzimmer.

Jetzt, da die Stille gebrochen ist, wird die Nacht durch Schüsse und Schreie lebendig. Das scharfe Stakkato der automatischen Waffen ertönt um uns herum, scheinbar von jeder Ecke des Geländes. Ich rieche Rauch. Kein angenehmer Lagerfeuerrauch, sondern der beißende Gestank von verbrannter Farbe, Stoff und Teppich.

»Wir müssen zum Hubschrauber!«, sagt Efrem und versucht, den Arm meiner Mutter zu packen.

Sie schüttelt ihn ungeduldig ab. »Da werden sie uns erwarten«, sagt sie.

Wir sind mit dem Hubschrauber angekommen. Er steht auf unserem privaten Landeplatz an der Westseite des Grundstücks. Aber meine Mutter hat sicher recht – jeder, der das Haus angreift, hätte zuerst diese Route blockiert.

»Die Garage also«, meint Dad.

In der Tiefgarage sind mehrere Fahrzeuge geparkt, darunter auch Efrems Land Rover.

»Nein«, sagt Mom leise. »Der Schuppen des Gärtners.«

Ich verstehe erst nicht, aber dann fällt mir ein, dass der Gärtner einen eigenen uralten Jeep hat und der Schuppen direkt unter dem Arbeitszimmer ist. Wir müssen jedoch meine Schwester noch holen.

Mein Vater geht die Treppe hinauf und vertraut auf das Urteilsvermögen meiner Mutter.

Wir folgen ihm, Efrems übernimmt die Nachhut.

Als wir das oberste Stockwerk erreichen, sehe ich zwei Gestalten, die sich auf das Arbeitszimmer zubewegen. Das sind nicht unsere Männer – sie sind in taktische Ausrüstung gekleidet, haben Sturmhauben auf und Gewehre über die Schultern hängen.

Mom gestikuliert, dass ich ihr folgen soll. Während Dad und Efrems hinter den Männern kreisen, gehen sie und ich auf den Balkon. Wir schleichen auf dem offenen Deck entlang, vorsichtig den Liegestühlen, den leeren Gläsern und den sonnengebleichten Büchern ausweichend, die meine Schwester vergessen hat, mit nach drinnen zu nehmen.

Ich spähe durch die Balkontür. Freya liegt nicht mehr schlafend auf der Couch. Sie ist überhaupt nicht mehr zu sehen. Die beiden Männer durchsuchen den Raum mit den Lichtpunkten an ihren Zielfernrohren.

Mom zielt auf sie mit ihrem Gewehr, aber sie schießt nicht. Sie weiß, dass jedes Geräusch die ganze Invasionsarmee auf uns lenken würde. Sie gibt Dad die Chance, leise mit ihnen fertigzuwerden.

Im Tandem schleichen sich mein Vater und Efrems an die Männer heran. Efrems hat sein Messer bereits gezogen. Mein Vater ist unbewaffnet. Er packt den ersten Soldaten von hinten, reißt ihm sein eigenes Bowiemesser aus dem Gürtel und schneidet ihm mit einem Hieb die Kehle durch.

Efrem's Gegner schwingt seine Waffe herum. Efrem ist gezwungen, sein Messer fallen zu lassen, damit er die Hand des Mannes vom Abzug wegreißen kann.

Meine Mutter macht das Gewehr bereit, den Lauf direkt zwischen die Augen des Soldaten gerichtet.

Dann schießt ein Arm unter der Liege hervor und stößt einen Brieföffner durch die Stiefelspitze des Soldaten, so dass sein Fuß auf dem Boden feststeckt. Meine Schwester rollt unter der Liege hervor und springt auf die Füße. Dad schnappt sich Efrem's Messer und beendet das Leben des zweiten Soldaten.

Mom öffnet die Flügeltüren und zischt den anderen zu: »Kommt schon!«

Freya kommt zu uns auf den Balkon, dicht gefolgt von Efrem und meinem Vater.

»Was zum Teufel ist hier los?«, flüstert sie mir zu.

Im Gegensatz zu Mom sitzt Freyas Haar, kaum eine Strähne ist trotz ihrer Strapazen aus dem Lot. Es schimmert blauschwarz im Mondlicht, wie eine dunkle Kapuze, um ihr blasses Gesicht.

Meine Mutter weist uns alle an, zu schweigen.

Ich kann immer noch Kämpfe unten auf dem Gelände hören: auf der Westseite, wo der Hubschrauber steht, und auch an der Vorderseite des Hauses, wo wir zur Garage gegangen wären. Mom hatte recht – sie hat immer recht.

Währenddessen scheinen Schreie und donnernde Füße aus allen Richtungen des Hauses zu kommen. Sie suchen nach uns, Raum für Raum.

Aber Mom ist bereits dabei, das Spalier hinunterzusteigen. Sie ist leicht und wendig, genau wie Freya. Ich bin mir nicht sicher, ob das spindeldünne Holz mein Gewicht tragen wird. Ich zögere und will die Frauen zuerst hinunterklettern lassen, aber mein Vater schiebt mich vorwärts.

»Geh, mein Sohn«, murmelt er.

Sobald die Füße meiner Mutter den Boden berühren, sprintet sie zum Gärtnerschuppen, Freya dicht hinter ihr. Sie hält ihr Gewehr bereit. Ein Soldat kommt um die Ecke des Schuppens, und sie schießt ihm zwischen die Augen.

Er fällt rückwärts, sein Finger zuckt krampfhaft am Abzug seines Gewehrs. Eine Salve von Kugeln schießt in den Himmel.

»Blyad«, flucht Dad hinter mir.

Jetzt höre ich mehr Rufe und mehr Männer, die auf uns zusprinten. Mein Vater fällt auf ein Knie und ruft mir zu: »Lauf weiter!«

Einer der Soldaten richtet seine Waffe auf mich, bevor er von meinem Vater erschossen wird.

Die Türen des Schuppens krachen auf, als meine Mutter hindurchfährt, über das Gras holpert und direkt vor mir quietschend zum Stehen kommt.

Ich springe in den offenen hinteren Teil des Jeeps, dicht gefolgt von Efrem. Während er hineinspringt, wird er von hinten angeschossen. Er fällt schwer auf meinen Schoß, ein dunkler Fleck breitet sich mit furchtbarer Geschwindigkeit auf seinem Rücken aus.

Dad schießt noch zweimal und trifft den Mann, der auf Efrem geschossen hat, dann springt er zu mir auf die Ladefläche.

»Los!«, ruft er meiner Mutter zu.

Sie tritt das Gaspedal durch und rast nicht in Richtung der Vorderseite des Hauses, sondern über den Rasen und durch die Olivenbäume auf das Seitentor zu.

Freya nimmt Moms Gewehr, damit sie unsere rechte Seite decken kann, während mein Vater unsere Rückseite im Auge behält. Ich versuche, Efrem zu stützen, reiße mir das Hemd vom Leib, um damit Druck auf die Wunde auszuüben.

»Es tut mir leid«, sagt er zu meinem Vater.

»Es ist nicht deine Schuld, *moy drug*«, sagt Dad mit überraschender Sanftmut.

Es ist die Freundlichkeit in seiner Stimme, nicht die schreckliche wächserne Farbe von Efrems Gesicht, die mir sagt, dass er sterben wird.

Ich drücke fester auf die Wunde, das zusammengeknüllte Hemd ist bereits mit Blut durchtränkt.

Efrem drückt mir seine Beretta in die Hand. Seine dunklen Augen treffen meine für einen Moment, und er versucht, durch farblose Lippen noch etwas zu sagen. Stattdessen stößt er lange und rasselnd den Atem aus, sein Kopf fällt zurück, die Brille verrutscht, und die Augen starren blind in den Nachthimmel. Jede Bodenwelle des Jeeps rüttelt an seinem schlaffen Körper.

»Neun Uhr!«, bellt Mom und reißt das Lenkrad nach links, um Dad und Freya einen besseren Winkel zu verschaffen. Sie schießen auf die drei Soldaten, die das Seitentor bewachen.

Das Tor ist zugekettet und mit einem Vorhängeschloss verriegelt. Efrems Beretta fest umklammernd, rutsche ich von der Ladefläche und setze mich hinter den Reifen. Nachdem mein Vater und meine Schwester die ersten beiden Soldaten ausgeschaltet haben, schieße ich dem dritten in die Brust, dann renne ich zum Tor. Ich leere das Magazin am Vorhängeschloss, bis es zerstört ist, dann reiße ich die Kette weg und schiebe das Tor auf.

Mom fährt vorwärts, hält nur lange genug an, damit ich wieder aufspringen kann, bevor sie die dunkle, gewundene Straße hinunterbraust, die an der Meeresklippe entlangführt.

Ich will gerade sagen: »Wir haben es geschafft«, als hinter uns zwei schwarze Geländewagen auf die Straße schießen und uns mit rücksichtsloser Geschwindigkeit verfolgen. Ein stark tätowierter Mann in taktischer Ausrüs-

tung lehnt sich aus dem Beifahrerfenster und schießt auf uns.

»Bleibt unten!«, ruft Mom uns zu.

In dem uralten Jeep mit seinem weit geöffneten Heck sind wir schlecht geschützt. Es kommt noch schlimmer: Die neueren und schnelleren SUVs holen uns ein.

»Wer sind sie?«, frage ich Dad. »Bratwa?«

Ihre Tattoos sehen aus wie die meines Vaters.

Er schüttelt den Kopf.

»Malina«, zischt er durch die Zähne.

Mir wird eiskalt.

Die Ukrainer sind genauso skrupellos wie die Bratwa – vielleicht sogar noch schlimmer. Sie sind unsere dunklen Zwillinge, unsere verdrehten Doppelgänger. Nie waren sie gefährlicher als unter Marko Moroz' Führung, indem er seinem eigenen ehemaligen Mentor einen Stift durch das Auge stach.

»Seht!«, ruft uns Freya zu und deutet in den Himmel.

Der Hubschrauber schwebt über der Villa und fliegt über die Steinmauern in unsere Richtung.

»Aber wer fliegt ihn?«, murmelt Dad.

Das Funkgerät an Efrems Hüfte knistert.

Ich schnappe es mir.

»*Ich komme, um euch zu holen, Chef ...*«, sagt eine bekannte Stimme.

Ich grinse. Es ist Maks, der *Avtoritet* meines Vaters und ein enger Freund von mir, trotz der zwanzig Jahre, die zwischen uns liegen. Ich bin fast so erfreut zu hören, dass er noch am Leben ist, wie ihn zu unserer Rettung fliegen zu sehen.

Bis ich einen dröhnenden Schuss höre und sehe, wie eine helle Leuchtrakete über den Himmel schießt – vom Dach der Villa direkt auf den Hubschrauber zu.

Wie ein tödliches Feuerwerk trifft sie das Heck des Hubschraubers und explodiert nach außen in alle Richtungen.

Der Hubschrauber wirbelt herum, und der Rumpf wird von den Flügeln mitgerissen. Er stürzt auf den Boden, wo er sich in einem Feuerball entlädt, der so gewaltig ist, dass ich die Hitze noch einen Moment später in meinem fassungslosen Gesicht spüre.

»NEIIIIIIIIIN!«, schreie ich.

Mein Vater stößt mich zu Boden, als weitere Schüsse von den uns verfolgenden SUVs über unsere Köpfe hinwegziehen. Trotzdem erhasche ich einen letzten Blick auf den einsamen Mann, der auf unserer Villa steht, eine MK 153 lässig über die Schulter gelegt.

Selbst aus dieser Entfernung kann es keinen Zweifel an der Identität dieser goliathhaften Gestalt geben. Es ist Marko Moroz.

Dad feuert zurück auf die SUVs und hält sie auf Abstand. Er trifft den Reifen des einen, und der Escalade schlingert quer über die Straße hin und her, überschlägt sich aber nicht. Der Fahrer bringt das Fahrzeug wieder unter Kontrolle und verfolgt uns weiter.

»Macht euch bereit!«, ruft Mom.

Sie reißt das Steuer nach links und bringt uns auf den Aussichtspunkt oberhalb des Yachthafens. Direkt vor uns liegen ein Dutzend Boote vor Anker, darunter auch unser eigenes Schiff.

Sie nimmt ihr Gewehr von Freya zurück, und sie und Dad gehen hinter dem Jeep in Deckung. Sie schießen in Richtung der herannahenden SUVs.

»Keine Zeit zum Hinunterklettern!« Sie schreit mich und Freya an. »Ihr müsst springen!«

»Geh mit ihnen!«, sagt mein Vater zu ihr. »Ich gebe dir Deckung.«

»Nein!«, sagt sie grimmig, ihre dunklen Augen glitzern im Scheinwerferlicht des Jeeps. »Ich bleibe bei dir bis zum Ende.«

Meine Schwester klettert bereits über die Mauer, während die SUVs vor uns kreischend zum Stehen kommen, ihre Scheinwerfer scheinen grell, und die Türen öffnen sich. Dad feuert auf die Fenster und treibt die Männer zurück nach drinnen.

Dann, mit zusammengebissenen Zähnen, ergreift er Moms Gewehr und reißt es ihr aus den Händen.

»Es tut mir leid, meine Liebste«, sagt er.

Er hebt sie hoch und wirft sie über die Mauer.

Ich höre ihr wütendes Heulen, als sie fällt.

»Los!«, sagt er und schiebt mich hinter ihr her. »Sorge dafür, dass sie geht!«

Als ich über die Mauer springe, erhasche ich einen letzten Blick auf meinen Vater, der in mehrere Richtungen gleichzeitig schießt, während die Ukrainer auf ihn zukommen. Ich sehe, wie sein Körper zuckt, als er an der Schulter und am Bein getroffen wird, aber er hört nicht auf zu schießen.

Ich falle hinunter, tief, durch die schwarze Nacht in das eiskalte Wasser. Ich stürze ins Meer und sinke so tief, dass ich mit aller Kraft nach oben schwimmen muss, um wieder an die Oberfläche zu gelangen. Sobald mein Kopf auftaucht, suche ich nach unserem Boot.

Freya ist bereits hineingeklettert. Sie legt ab und startet den Motor.

Ich sehe den dunklen Kopf meiner Mutter. Sie schwimmt nicht zum Boot – sie versucht, den Steg zu erreichen, damit sie wieder zu Dad hochklettern kann.

Es wird nie funktionieren. Er wird tot sein, lange bevor sie ankommt.

Ich greife eine Handvoll ihrer Haare und ziehe sie nach hinten.

»LASS MICH LOS!«, schreit sie und windet sich im Wasser.

Die letzte Person auf der Welt, gegen die ich kämpfen möchte, ist Mom. Und das nicht aus Respekt – denn sie ist verdammt furchterregend. Aber ich muss Dad gehorchen.

»ES IST ZU SPÄT!«, brülle ich. »Du wirst uns noch alle umbringen!«

Ich sehe den wilden Blick in ihren Augen, diese wahnhaft-entschlossene, die ich noch nie schwanken gesehen habe, kein einziges Mal im Leben.

Dann trifft die Realität sie härter als jeder Hammer.

Ihr Gesicht erschlafft, und sie blickt stattdessen mit reiner Qual zurück zur Klippe.

»Komm schon«, sage ich, ergreife ihre Hand und schwimme zum Boot.

Ich schaffe es gerade noch, sie hineinzuziehen, bevor die Malina den Rand der Klippe erreichen und anfangen, auf uns zu schießen. Splitter explodieren von der Reling. Eine Kugel schlägt nur wenige Zentimeter neben meinem Fuß auf dem Deck ein.

Freja gibt Gas und bringt uns aus dem Hafen.

Ich blicke zurück auf die Blitze der Schüsse, die immer noch entlang der Klippe zu sehen sind.

Mein Vater kann uns nicht mehr beschützen.



NIX MOROZ

Heute

Ich wurde auf einer Insel im Schwarzen Meer geboren.

Meine Mutter war mit meinem Vater und seinen Männern auf Wildschweinjagd gegangen. Sie wusste nicht, dass sie schwanger war.

Sie war schon immer eine hervorragende Sportlerin gewesen – Hürdenlauf, Hochsprung und Vierhundert-Meter-Läufe. Später wandte sie sich dem Langstreckenschwimmen zu.

Sie durchschwamm den Ärmelkanal in unter acht Stunden und stellte bei den Schwimm-EM einen Rekord im 25-km-Freiwasserschwimmen auf. Sie schwamm ohne Haiküfig von Florida nach Kuba und wurde dreimal von Qualen im Gesicht und an den Händen gestochen, aber sie hörte nicht auf.

So lernte sie meinen Vater kennen – als sie nach Kyjiw zurückkehrte, wurde sie zu einem Abendessen des Außenministers eingeladen. Sie war ein Mädchen vom Lande, und obwohl es ihr nichts ausmachte, zu formellen Anlässen ein Kleid anzuziehen, fand sie die Konversationen langweilig und die Kanapees höchst unbefriedigend für jemanden, der daran gewöhnt war, zu Mittag zwanzig Kartoffelpuffer mit Sauerrahm und gebratenen Zwiebeln zu

essen – und anschließend einen ganzen Hering zum Abendessen.

Mein Vater hatte noch nie eine solche Frau gesehen, mit einem Rücken, der fast zu breit war, um in ein Kleid zu passen, gezeichnet von den Striemen der Tentakel der Quallen, die noch immer wie Peitschenhiebe ihre Wangen, ihren Hals und ihre Handrücken markierten. Sie warf allen einen bösen Blick zu, weil sie hungrig war.

Als er versuchte, sich ihr zu nähern, wies sie ihn unhöflich zurück, da sie nicht ahnte, dass sie mit einem Mann sprach, der weitaus mächtiger war als der Minister, der den Empfang gab.

»Wo sind deine Manieren, Mädchen?«, fragte mein Vater.

»Ich habe keine Manieren«, erwiderte sie und kippte ihr Getränk in einem Zug hinunter. »Das habe ich auch nie behauptet.«

Er mochte ihre Kühnheit und den kräftigen Durst, mit der sie den Drink hinunterstürzte.

»Wie war es, mit all diesen Haien zu schwimmen?«, fragte er.

Meine Mutter wurde mehrere Kilometer lang von zwei Hammerhaien und später von einem hässlichen Bullenhai verfolgt.

Sie sah meinen Vater und seine beiden Leutnants mit einem kühlen Blick an. »Es fühlte sich sehr ähnlich wie das hier an«, sagte sie. »Nur dass mein Neoprenanzug bequemer war.«

Mein Vater hatte bereits beschlossen, dass er sie heiraten würde. Er musste sie nur noch davon überzeugen, mit ihm zum Essen zu gehen.

Sie sagte, sie würde es tun, wenn er sie in ein Restaurant mit gutem georgischem Essen bringen würde.

»Nichts von diesem ausländischen Scheiß«, sagte sie und schnupperte an einem Tablett mit Spinatpuffern.

Sie heirateten innerhalb eines Jahres. Meine Mutter willigte unter der Bedingung ein, dass mein Vater sich nicht in ihre sportlichen Ambitionen einmischen würde. Sie träumte davon, als Nächstes die Adria zu durchqueren.

In der Zwischenzeit begleitete sie meinen Vater zum Skifahren nach Bukowel und zur Rotwildjagd in die Mandschurei. Sie war 1,80 Meter groß, gebaut wie eine Amazone und so unermüdlich aktiv, dass sie seit Jahren keine Periode mehr hatte.

Das und ihre Vorliebe für Essen führten dazu, dass sie alle Veränderungen an ihrer Figur ignorierte und glaubte, dass das bisschen Bauch, das sie zugelegt hatte, einfach das Ergebnis davon war, dass mein Vater sie mit Honigkuchen und Toffee verwöhnte.

Die Wildschweinjagd fand näher an der Heimat statt – auf der Insel Dscharylhatsch, die manche wegen ihres klaren türkisfarbenen Wassers auch die ukrainischen Malediven nennen. Warmes Meer, sauberer Sand und vierhundert Salzseen, die über die ganze Insel verstreut sind – ein einsamer und wunderschöner Ort, perfekt für die Schweinejagd.

Sie jagten die Wildschweine auf die alte Art mit Speeren. Die Speere hatten einen Querschutz, um das wütende Schwein daran zu hindern, den eigenen Körper weiter in den Speer zu treiben, sodass es zumindest die Genugtuung hat, die Jäger zu verwunden, während es stirbt.

Zu dieser Zeit kannte mein Vater meine Mutter gut genug, um besorgt zu sein, falls sie nicht mit erhobenem Speer auf die Wildschweine losstürmte, flink wie Artemis auf der Jagd.

Stattdessen drückte sie ihre Hand gegen den Krampf in ihrer Seite und sagte meinem Vater, er solle mit den Männern weitermachen. Sie hatte vor, sich in eines der warmen, salzigen Becken zu setzen und zu baden.

Sie dachte, es sei eine Verdauungsstörung. Als sich die Krämpfe verschlimmertem, vermutete sie, dass sie vielleicht bald auf spektakuläre Weise ihre lange hinausgezögerte Periode bekommen würde.

Erst als der Schmerz sie so sehr überwältigte, dass sie nicht mehr stehen konnte, wurde ihr bewusst, wie leer gefegt der lange Strandabschnitt wirklich war, kaum eine Möwe in Sicht, geschweige denn ein Mensch.

Sie fragte sich, ob ihr Blinddarm das Problem war oder die Gallenblase. Der Anblick von Blut im Salzbecken widerte sie mehr an, als dass er sie beunruhigte. Sie zwang sich, stattdessen zum Meer hinunter zu stolpern, wo die Wellen sie reinwaschen würden.

Die gleichmäßige Brandung wirkte auf sie ungemein beruhigend, der Rhythmus der Wellen war ihr so vertraut wie ihr eigener Herzschlag.

Und dann, wie aus dem Nichts, der unwiderstehliche Impuls zu pressen ...

Die Geburt selbst dauerte weniger als zehn Minuten.

Sie griff zwischen die Beine und fühlte die Wölbung des Kinderschädels – meines Schädels – mit belustigter Überraschung. Sie gab einen Laut von sich, der zwischen einem Schrei und einem Lachen puren Erstaunens lag. Es schien, als hätte ich ihr einen Streich gespielt und wäre aus dem Nichts aufgetaucht, uneingeladen und unerwartet.

Sie hob mich aus dem Wasser, als wäre es das Meer, das mich zur Welt gebracht hatte. Die Plazenta ließ sie den Krabben zum Fressen da.

Obwohl sie es noch nie zuvor getan hatte, gelang es ihr, die Nabelschnur mit der Kante einer Jakobsmuschel zu durchtrennen.

Als mein Vater eine Stunde später zurückkehrte, triumphierend mit einem blutigen Wildschweinkadaver am

Ende seines Speeres, fand er seine Angetraute oben ohne im Sand sitzen, das Hemd um den Säugling an ihrer Brust gewickelt.

Ich war klein und kam nach Einschätzung des Arztes mindestens einen Monat zu früh zur Welt.

Papa hielt das für einen ebenso gelungenen Scherz wie Mama.

Er bewunderte mein kupferfarbenes Haar und den Appetit, der in keinem Verhältnis zu meiner Größe stand.

Er wollte mich nach seiner Großmutter benennen.

Aber Mama hatte mir bereits den Namen Nix gegeben, die Bezeichnung eines Wassergeists, der menschliche Gestalt annehmen kann.

Meinem Vater gefiel das sogar noch besser. Er sagte, dass er ohne jeden Beweis des Gegenteils und unabhängig davon, ob ich sein rotes Haar hatte oder nicht, nie ganz sicher sein konnte, ob meine Mutter mich nicht am Strand gefunden hatte.

Das ist die erste Gutenachtgeschichte, die mir erzählt wurde: die Geschichte, wie ich geboren wurde.

Es war meine Lieblingsgeschichte, und ich wollte sie immer wieder hören, obwohl Papa Dutzende von Geschichten zu erzählen hatte, die alle gleichermaßen voller Geheimnisse und Abenteuer waren. Er ist auch heute noch ein fantastischer Geschichtenerzähler. Selbst seine Männer schreien nach ihren Lieblingsgeschichten, wenn sie alle zusammen getrunken haben.

In den Storys meines Vaters geht es um ihn selbst und seine Soldaten: legendäre Erzählungen von Tapferkeit, Blutvergießen und Rache, episch in ihren Ausmaßen und reich an Details.

Mein Vater sieht aus, als sollte sein Abbild in einen Berg gemeißelt werden. Er ist zwei Meter groß, hat eine rötliche Mähne und einen flammend roten Bart. Er ist grausam und

klug. Alle Mädchen vergöttern ihre Väter, nehme ich an, aber keines hat einen besseren Grund als ich.

Im Moment befinden wir uns jedoch in einem heftigen Streit. Er will nicht, dass ich nach Kingmakers gehe.

Es ist nicht die erste Auseinandersetzung, die wir hatten, aber es ist die heftigste.

Es ist nicht so wie damals, als ich seinem Lieblingspferd den Knöchel gebrochen habe oder als er meinte, ich solle Jungfrau bleiben, bis ich verheiratet sei – und ich ihm ins Gesicht lachte und sagte, dass dieser Zug bereits abgefahren ist.

Dieses Mal scheinen wir beide bereit zu sein, unseren Standpunkt zu verteidigen, bis alles andere in Flammen aufgeht.

»Ich habe dir gesagt, ich werde nicht mehr darüber diskutieren«, brüllt er mich an und stürmt um den Eichentisch in der riesigen Bauernküche.

Ich lehne mich in meinem Stuhl zurück, die Arme verschränkt, die Füße auf den Tisch gestützt, um ihn zu ärgern.

»Das muss nicht weiter diskutiert werden«, sage ich.  
»Weil ich gehe.«

»Viel Glück dabei, ohne meinen Fingerabdruck auf dem Vertrag auf das Schiff gelassen zu werden«, knurrt er und wirft verächtlich die handgeschriebene Liste mit den Regeln und Vorschriften für die Aufnahme in Kingmakers.

Ich springe auf und stoße den Stuhl nach hinten auf den Steinboden.

»Genieße es, alt und gebrechlich zu werden – ganz allein und ohne mich, falls du nicht unterzeichnest!«, brülle ich zurück.

»Wo willst du denn hin?« Er schnaubt und verschränkt seine sehnigen Arme vor der breiten Brust.

»Überall, wo *du* nicht bist! Du kannst mich hier nicht gefangen halten!«, schreie ich.

»Du bist keine Gefangene! Du hast hundert Hektar Land, Pferde, einen ganzen Fuhrpark, ein Privatflugzeug, mit dem ich dich durch die ganze gottverdammte Welt geflogen habe! Du bist verwöhnt«, sagt er in einem angewiderten Ton.

»Und du bist ein Feigling! Du bist so paranoid geworden wie eine alte Frau – warum sollte ich nicht zur Uni gehen, an die, die du selbst besucht hast?«

Stepan Pavluk kommt in die Küche und macht eine so abrupte Kehrtwendung, dass er sich ein Schleudertrauma geholt haben muss. Er eilt wieder hinaus, um nicht in einen weiteren epischen Streit zwischen mir und Papa gezogen zu werden.

Zu spät – dieser hat ihn bereits gesehen.

Er ruft: »Komm zurück, Stepan, und erkläre Nix, warum es der denkbar ungünstigste Zeitpunkt für sie ist, ganz allein und ohne Leibwächter zur Uni zu gehen.«

Stepan zuckt zusammen und blickt zwischen dem wütenden Gesicht meines Vaters und meinem hin und her. Er ist nur ein Buchhalter, wenn auch ein verdammt guter. Er zieht die Stille von Stift und Papier dem zerbrochenen Geschirr und den Beleidigungen vor, die sicher bald zwischen uns ausbrechen werden.

»Nix«, sagt er vorsichtig, »mit dem Geschäft deines Vaters mit den Princes und Romeros und der Vergrößerung der ...«

»Sag mir nicht, dass es kein guter Zeitpunkt ist«, zische ich meinem Vater zu und ignoriere Stepan völlig. »Es ist nie ein guter Zeitpunkt. Wann wird es der richtige Moment sein, um zu studieren? Wann genau willst du dich zur Ruhe setzen?«

»Wenn ich tot bin«, bellt er.

»Ganz genau! Also entweder gehe ich studieren, oder ich muss dich wohl umbringen!«, schreie ich.

Stepan versucht wieder, sich davonzuschleichen. Diesmal lässt mein Vater ihn gehen, abgelenkt von der neuen Beleidigung, die aus meinem Mund kommt.

»Findest du das witzig, Mädchen?«, knurrt er. »Ich würde einem Soldaten die Zunge abschneiden, wenn er das zu mir sagen würde.«

»Ich bin nicht einer deiner Soldaten«, erinnere ich ihn.  
»Ich weiß, dass du das manchmal vergisst.«

So kämpfen wir – mit wilden Anschuldigungen und scharfen persönlichen Angriffen. In einer Stunde essen wir vermutlich zusammen, aber im Moment wollen wir uns gegenseitig erwürgen.

Das kommt davon, wenn man in einer kleinen Familie aufwächst, immer zusammen und weder Zeit noch Raum für sich.

Und ich weiß, dass das sein nächster Angriffspunkt sein wird.

Natürlich ist das Nächste, was er sagt: »Wenn dir dort auf der Insel etwas zustößt, wo ich dich nicht beschützen kann, würde deine Mutter mir nie verzeihen ...«

»Oh, zieh sie da nicht mit rein!«, kreische ich. »Erstens weißt du verdammt gut, dass sie wollte, dass ich mich weiterbilde. Und zweitens hat sie kein Stimmrecht, weil es sie nicht mehr gibt.«

Jetzt ist Papa richtig wütend. Er hebt einen breiten Finger und streckt ihn mir warnend ins Gesicht.

»So nicht«, knurrt er.

Er stellt sich gern vor, dass meine Mutter in seiner Version von Walhalla auf ihn wartet.

Ich atme tief durch und versuche, die Wogen zu glätten, bevor wir beide etwas sagen, das wir bereuen – etwas Schlimmeres als die üblichen Dinge.

»Du weißt, sie würde wollen, dass ich zur Uni gehe«, sage ich leise. »Und du weißt, wenn sie in meiner Lage

wäre, würde sie nichts und niemand davon abhalten, nach Kingmakers zu gehen.«

Das ist der beste Weg, um an ihn heranzukommen. Ihn daran zu erinnern, dass Mama genauso stur und abenteuerlustig war wie ich – und er sie dafür geliebt hat.

Ich kann sehen, wie der Kampf in seinem Inneren abläuft – seine Unfähigkeit, mir zu widersprechen, die Auseinandersetzung mit seinen überfürsorglichen Impulsen und seine absolute Abscheu vor der Vorstellung, mich aus den Augen zu lassen. Ganz zu schweigen von seiner Weigerung, jemals einen Rückzieher zu machen oder zuzugeben, wenn er im Unrecht ist.

Sein Gesicht ist fast so rot wie der Bart, die Fäuste sind geballt wie die eines Boxers.

Jetzt oder nie. Die Uni beginnt in einer Woche.

Ich dränge ein letztes Mal energisch und sage: »Die ganze verdammte Insel ist nur zwölf Kilometer lang. Du wirst die ganze Zeit genau wissen, wo ich bin. Du könntest mich genauso gut in einer Schneekugel in deiner Tasche haben. Es ist der sicherste Ort der Welt, nicht wahr?«

»Rocco Prince wurde dort erst vor einem Jahr ermordet!«, knurrt mein Vater.

»Dieter Prince ist nicht du. Niemand würde *deine* Tochter anrühren.« Ich grinse. »Selbst wenn ich es will.«

Mein Vater schmunzelt. Er weiß genau, dass es um meine Chancen auf Verabredungen genauso schlecht steht wie der Rest meines Soziallebens – und das ist seine Schuld.

Ihn zum Lachen zu bringen, ist der zweitbeste Weg, um zu bekommen, was ich will.

Am allerbesten ist es jedoch, direkt zu betteln.

»Bitte, Papa«, sage ich. »Ich möchte zur Uni gehen. Ich möchte einmal in meinem Leben normal sein. Oder zumindest annähernd normal.«

Er seufzt, seine massigen Schultern sinken einen Zentimeter ab. »Ich werde darüber nachdenken«, sagt er.

Ich widerstehe krampfhaft dem Drang, auf- und abzuspringen.

»Danke, Papa!«

»Ich sagte, ich werde darüber nachdenken!«, erinnert er mich.

»Ich weiß«, sage ich, richte den Stuhl wieder auf und steige darauf, damit ich ihn auf die Wange küssen kann.

Wir wissen beide, dass das bedeutet, dass ich gehen werde.





## KAPITEL 3

NIX

Die angehenden Studenten gehen in der ersten Septemberwoche vom Hafen in Dubrovnik aus an Bord des Schiffes nach Kingmakers.

Mir war nicht klar, dass wir bereits unsere Uniformen anziehen sollten, also komme ich in meinem üblichen Tanktop, einer Cargohose und Springerstiefeln zum Dock hinunter. Die Männer meines Vaters statten sich aus demselben Militärlager aus, das auch die Spetsnaz beliefert, und ich gebe zu, dass ich dort die meisten meiner Einkäufe tätige. Es sind alles erstklassige taktische Ausrüstungen, deren Größen standardisiert sind. Ich mag es bequem.

Ich freue mich nicht darauf, die Uniformen zu tragen, und ich habe ganz sicher nicht die Absicht, einen dieser karierten Röcke anzuziehen. Ich habe stattdessen die Hosen für Männer gekauft.

Ich versuche nicht, einer zu *sein*. Ich versuche nicht, »der Sohn zu sein, den mein Vater nie hatte« oder was auch immer. Ich möchte einfach nur in der Lage sein, herumzulaufen und zu sitzen, wie ich will, ohne mir Sorgen zu machen, dass man meine Unterwäsche sieht.

Ich gebe zu, dass ich mich im Vergleich zu all den anderen Studierenden, die sich für den ersten Unitag in Schale geworfen haben, ein wenig schmutzlig fühle – ich sehe frisch geschnittene Haare, glänzende Schuhe und all das.